



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Kaiser Karl V.

Werden und Schicksal einer Persönlichkeit und eines Weltreiches

Brandi, Karl

München, 1942

Kaiser, Papst, Frankreich und die Türken

[urn:nbn:de:hbz:466:1-71753](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-71753)

medios frutos der Geistlichen angelegt, fast 350 000 Dukaten. Vollends vage ist die Schätzung der Einnahmen aus den Neuen Indien. Alles in allem aber kommt der Etat mit Vorwegnahmen und Verkäufen notdürftig auf zwei Drittel der Ausgaben. So ist es wirklich fast verzweifelt, wenn der Kaiser auf seinem Notizzettel „hofft“, auch noch das letzte Drittel durch Wechsel und Verkauf von Juros oder Rentenbriefen nach Möglichkeit zu decken.

Gewiß handelte es sich für den Kaiser um ein ungeheures Reichsgefüge, und es war schon etwas Außerordentliches, daß er sich wenigstens über den entscheidenden spanischen Teil des Gesamthaushalts durch persönliche Aufzeichnungen Rechenschaft zu geben versuchte. Daß die kleinen deutschen Territorialfürsten, wenigstens der zweiten Hälfte des Jahrhunderts, etwa in Sachsen und Hessen, ihn darin übertrafen, ist kein Wunder, wenn man den unendlichen Abstand der Größenordnungen und des Gesichtskreises in Rechnung setzt. Das für uns Entscheidende ist aber nicht so sehr die moralisch-landesväterliche Seite der Finanzverwaltung, als ihre absolute Unzulänglichkeit. Bei der gläubig zuversichtlichen Gesamteinstellung des Kaisers wäre es irrig, das maßgebende Moment für die ungeheure Unrast seiner Politik in dem Druck der Finanzsorgen zu suchen. Sie aber zu übersehen, wäre noch weniger richtig. Schon ihr Reflex lähmte allenthalben die Tätigkeit der Organe des Kaisers, in erster Linie seiner Feldherrn, Statthalter und Regenten; am meisten die unermüdliche Tätigkeit der Königin Marie.

Gerade in den Niederlanden sollten sich bald wieder alle Sorgen dieses Reiches sammendrängen; richtig zu beurteilen freilich erst im Zusammenhang der nun immer weiter ausgespannten Reichs- und Kirchenpolitik des Kaisers.

Kaiser, Papst, Frankreich und die Türken

In Deutschland war der Reichsvizekanzler Naves zurückgelassen zur Abwicklung der Reichstagsgeschäfte von Regensburg und zur Vorbereitung eines neuen Tages, der 1542 in Speyer stattfinden sollte.

Es handelte sich hier, wie seit Jahren, einmal um die Türkenhilfe für König Ferdinand und um die Gegenforderungen der Protestanten, bei denen die politische Ausnutzung ihrer günstigen Lage zur Sicherung gegen Kammergericht und Gewalt mehrfach im Widerstreit lag mit dem Gefühl der Verpflichtung zum Aufgebot gegen die Ungläubigen. Daneben um die Versuchungen, die

den Ständen von den auswärtigen Feinden des Kaisers bereitet wurden. Dementsprechend hatten die kaiserlichen Bevollmächtigten die Türkenhilfe zu betreiben unter möglichst geringen Zugeständnissen in der Religion, da diese ohnehin von den Altkirchlichen bekämpft wurden; außerdem aber ihren Herrn gegenüber Frankreich, Dänemark und dem Herzog von Cleve zu verfechten. Der Speyerische Reichstag, schon zum Januar anberaumt, spielte sich vom 19. Februar bis zum 11. April, also verhältnismäßig kurz ab. Als bezeichnend für die Zunahme der konfessionellen Spaltung beachten wir die einmal auftauchende Idee, gegen die Türken ein eigenes protestantisches Kontingent aufzustellen. So lag auch die Lösung, die nach vieler Mühe zum Abschied führte, wieder nur in der Bewilligung einer doppelten Nebenerklärung, wie in Regensburg. Im übrigen hatte man viele Angelegenheiten nicht erledigt und ging deshalb auseinander mit dem Plane, im Sommer zu Nürnberg wieder zusammenzutreten.

In Italien aber hatte Granvelle den Auftrag, zusammen mit Aguilar an der Kurie die Verhandlungen von Lucca über das Konzil, die Türkenhilfe und die Stellung des Papstes zwischen dem Kaiser und Frankreich weiter zu treiben. Da in Regensburg den Ständen „ein gemein christlich Concilium in teutscher Nation“ oder ein Nationalkonzil und nur als letzte Aushilfe ein weiterer Reichstag versprochen war, hatte der Kaiser in Lucca dem Papste erneut Trient als Konzilsort vorgeschlagen, die Kurie aber auf Mantua, Vicenza oder Cambrai zurückgegriffen. Für die Türkenabwehr großen Stils knüpfte der Kaiser die Bereitwilligkeit zum Einsatz seiner eigenen Person an die Voraussetzung umfassender Rüstungen der Christenheit. Mehr noch wünschte er mit dem Papste ein Verteidigungsbündnis gegen die Türken, womöglich gegen jede Macht einzugehen, die den Frieden Italiens störe. Der Papst glaubte das ablehnen zu müssen, um dem Könige von Frankreich nicht, wie er sagte, berechtigten Grund zum Mißtrauen zu geben.

Bei Frankreich lag wieder der Schlüssel zur Lage. Frankreich brauchte kein Konzil, es verbrannte seine Ketzer und zog der kostspieligen und gefährlichen Türkenabwehr das zwar gehässige, aber nützliche Türkenbündnis vor. König Franz mochte in seinem immer noch leicht aufflackernden Temperament nach der materiellen und moralischen Einbuße des Kaisers vor Algier hoffen, den Kampf um Mailand, vielleicht um Neapel, unter glücklicheren Zeichen wieder aufnehmen zu können. Wir erinnern uns der sachlich ganz fruchtlosen Verhandlungen vor und nach Nizza, auch des völligen Scheiterns der dynastischen Verabredungen von Liguesmortes. Zwar bestand noch die damals durch den

Papst vermittelte Waffenruhe, und der Kaiser hätte dafür jetzt den Papst gern auf eine möglichst wirksame Art zum Garanten gemacht. Allein Paul III entzog sich allen Verbungen unter Hinweis auf die möglicherweise der Kirche von seiten Frankreichs drohenden Gefahren.

Unter solchen Umständen hatte jener höchst peinliche Zwischenfall von Anfang Juli 1541 die empfindlichste Verschärfung der europäischen Spannung herbeigeführt. Der französische Gesandte an der Pforte, Rincon und sein Begleiter Cesare Gregoso, waren auf dem Po bei Pavia durch kaiserliche Soldaten angegriffen und getötet worden. Als bald kreuzten sich heftige Vorstellungen des französischen Gouverneurs in Turin, du Bellay, mit beruhigenden Erklärungen des neuen kaiserlichen Statthalters in Mailand, der die Beteiligung eines französischen Vertreters an der Untersuchung anbot und den Grafen von Ladriano zur Aufklärung an den König nach Frankreich sandte. Du Bellay lehnte jede Entschuldigung ab und erklärte bissig, der Marchese werde doch nicht glauben, daß der König und sein Rat blind genug seien, sich dergleichen weismachen zu lassen. Dem Könige selbst erschien der Fall geradezu als erwünschter Vorwand.

Seine erste Antwort war die Gefangensetzung des Georg d'Autria, eines natürlichen Sohnes Kaiser Maximilians, der vor kurzem (1539) mit 34 Jahren Erzbischof von Valencia geworden war, sich aber jetzt auf der Fahrt von Spanien nach Lüttich befand, wo er mit der Coadjutorie die Aussicht auf dieses große und reiche deutsche Fürstbistum antreten sollte. Denn der Bischof von Lüttich, Cornelius de Berghe, Herr von Zevenbergen, der Nachfolger des energischen Kardinals Eberhard von der Mark, war als ein kranker und schwacher Herr seiner Aufgabe nicht entfernt gewachsen, so daß die kaiserliche Regierung auf das baldige Eintreffen des Coadjutors den größten Wert legte. Seine Gefangennahme war also eine sehr wirksame Repressalie; sie legte die Widerstandskraft des mit den Niederlanden verbündeten Hochstiftes gerade in dem Augenblicke lahm, wo Frankreich beabsichtigte, hier und im Luxemburgischen den Krieg gegen den Kaiser zu beginnen.

Der Kaiser faßte es auch so auf. Er sah sich überall in die Lage von 1530 zurückgeworfen: Mißerfolge seines Bruders in Ungarn und geringe Aussicht auf wirksame Türkenhilfe; Scheitern seiner Religionsverhandlungen und Verschlimmerung der Lage in Deutschland, falls wegen der Erfolglosigkeit seiner Vorstellungen beim Papst keine der Versprechungen von Regensburg in bezug auf General- oder Nationalkonzil, auch keine seiner Hoffnungen auf ein starkes Bündnis erfüllt werden sollten; Gefährdung der Niederlande mehr als je

infolge der Haltung des mit Frankreich verbündeten Herzogs von Cleve in Geldern und der Schwäche des auf der Verbindungslinie liegenden Lüttich. Noch hoffte der Kaiser durch Einwirkungen auf die Kurie Ungerer zu verhüten, womöglich seinen Oheim, den Coadjutor von Lüttich, zu befreien, und auch sonst in irgendeiner Form den Papst auf seine Seite zu ziehen, sobald der König von Frankreich den Waffenstillstand von Nizza wirklich bräche.

Schon durch diese Lage gewann der briefliche Austausch des Kaisers mit dem während der Herbst- und Wintermonate 1541/42 in Italien verbliebenen Granvelle eine ungewöhnlich große Bedeutung. Für uns steigert sie sich noch, da wir durch diesen Briefwechsel deutlicher als sonst in das zwar entsetzlich schwerfällige, aber einheitliche Gefüge dieser Reichspolitik hineinblicken. Auch jetzt wurde der Kaiser für seine Korrespondenz mit Ferdinand und Marie noch durch Granvelle beraten, und wir erfassen oft genug in einem einzigen Schriftstück die politische Leitung des Gesamtreichs. Granvelle erörtert Ende November von Siena aus in einer langen Reihe von 48 Artikeln unter den Stichworten der Religionsfrage in Deutschland, der Türkenabwehr und der Spannung mit Frankreich alle Angelegenheiten des Tages für den Kaiser. Die Denkschrift ging, wie mehrere der folgenden Berichte, chiffriert auch in die Niederlande. Hier finden wir sie mit eigenhändigen Randnotizen der Königin. In Spanien aber lag sie dem Staatsrat vor, erhielt am Rand die Entscheidungen des Kaisers, auf Grund derer dann eine zusammenhängende Beantwortung erfolgte.

Die Entscheidung wich in einigen Punkten bemerkenswert von den Gedanken Granvelles ab, obwohl diese ohnehin schon stark auf den Kaiser abgestellt waren. Eben darin aber und in den Unterstreichungen treten die Hauptfragen uns nur noch greller vor Augen. Für den Reichstag rechnete Granvelle natürlich mit neuen Anträgen auf Türkenhilfe und mit unverminderten Gegenforderungen der Protestanten etwa auf einen Religionsfrieden für zwanzig Jahre. Er erwog, ob man diesem Verlangen nicht begegnen sollte unter Hinweis auf die Unzufriedenheit des Papstes mit dem letzten Abschied von Regensburg. Der Kaiser lehnte es rundweg ab, überhaupt jedes Zurückkommen auf neue „Sicherheiten“; er verlangte nur, daß man es jetzt nicht zum Bruch treibe und nötigenfalls Zeit gewinnen solle durch Rückfragen bei ihm. Das war in solchen Lagen seine Art zu verhandeln, die alle Beteiligten zur Verzweiflung brachte, ihm aber die Hand frei hielt.

In bezug auf die Türkenhilfe des Papstes war auch Granvelle nicht weitergekommen als der Kaiser in Lucca. Er schrieb, der Papst sei geizig mit seinem Gelde wie mit seinem Leben. Der spanische Staatsrat aber forderte für den

Anteil des Kaisers überhaupt die Gegenseitigkeit, also für Hilfe in Ungarn auch Unterstützung des Reiches für die spanischen Erblande. Überall, schrieb Granvelle, sei die persönliche Anwesenheit des Kaisers erwünscht, besonders in den Niederlanden, wo angesichts der Kriegsheße der Damen d'Estampes und d'Albret bei dem von ihnen so stark beeinflussten König die Kriegsgefahr ganz dringend werde; nicht minder im Reich und in Italien. Komme es aber zum Krieg mit Frankreich, woran schon niemand mehr zweifelte, so könne der Kaiser aus Ungarn oder Italien wahrscheinlich gar nicht nach Spanien zurück, wo er ebenso nötig sei, wie anderswo — was der Staatsrat gebührend unterstrich. Bereitwillig nahm der Kaiser auch den Gedankengang Granvelles auf, man dürfe sich mit dem schismatischen Könige von England ruhig in Verhandlung einlassen, da das inzwischen alle christlichen Fürsten getan hätten und der König eigentlich weniger schlimm sei, als die Ketzer in Deutschland, mit denen man doch auch verhandle. Ob man gegen Frankreich nicht publizistisch vorgehen solle, fragte Granvelle. Das fruchte nichts, bemerkte der Kaiser — doch wohl in tieferer Abneigung gegen dieses Hilfsmittel populärer Stimmungsmache.

Das hoffnungslose Bild, das sich Granvelle von der päpstlichen Politik machte, hellte sich ein wenig auf, als er in einem heute halb vermoderten Schreiben dem Kaiser die Sondergesandtschaft des päpstlichen Geheimkammerers Montepulciano ankündigte, die ihn hoffen ließ, daß die Kurie doch Wert lege auf ein gutes Verhältnis zum Kaiser und daß sie wenigstens für den Fall eines Angriffs der Franzosen auf Neapel geneigt schien, auch äußerlich auf die Seite des Kaisers zu treten. Indessen, gerade aus dem geringen Maß des Entgegenkommens und aus der Fruchtlosigkeit der Bemühungen um Befreiung des Erzbischofs von Valencia erkennt man erst recht die Geringswertigkeit der päpstlichen Politik für den Kaiser, der sich in den universalen Fragen ebenso wie in seinen eigenen Interessen überall vom Papst im Stich gelassen fühlte.

Für Deutschland sah Granvelle sehr schwarz. Die „Abgewichenen“ seien auf dem besten Wege, nicht nur den Rest der katholischen Stände, sondern durch die Untertanen sogar die Erblande für sich zu gewinnen. Das alles angesichts der Gefährdung Navarras und Frankreichs Verbindung mit England, wo die Ehe zwischen der Prinzessin Mary und dem Herzoge von Orléans erwogen werde. Abenteuerliche Vorschläge, die zur Entlastung des Kaisers gelegentlich von anderen Seiten gemacht wurden, zeigten mehr die Not der Lage, als ernsthafte Aussichten. Die Königin Marie hatte Anstalten gemacht, den Herzog von Cleve bei seiner Rückkehr aus Frankreich abzufangen; sie entschuldigte sich, daß

es nicht gelungen sei; es gäbe zu viele Wege. Ferdinand hatte ein Angebot, für 500 Dukaten das türkische Arsenal in Brand zu stecken. Das sei wohl kaum so einfach, meinte der Kaiser, stellte die Summe gleichwohl später noch einmal bereit.

Auch ihn überkam doch wieder eine gewisse Unsicherheit in bezug auf seine nächsten Pflichten. Im Laufe des Dezember und Januar hatte sich die Lage soweit geklärt, daß zwar England sich von Frankreich mehr und mehr entfremdete und dem Kaiser ferne Aussichten bot, dafür aber Christian III von Dänemark statt einer Verlängerung des Vertrags von Gent am 19. November 1541 zu Fontainebleau ein förmliches Bündnis mit Frankreich einging, dem auch Schweden nahetrat, da Pfalzgraf Friedrich auf beide Kronen Anspruch machte. Schottland und Cleve waren ohnehin als ältere Freunde Frankreichs eingeschlossen.

Das Heraufziehen des clevischen und französischen Krieges

Unter diesen Umständen war es schon eine, wenn auch noch verdeckte Kriegshandlung, daß der König von Frankreich aus Ärger über die kaiserfreundliche Haltung des Herzogs von Lothringen den wichtigen Maasübergang von Stenay nördlich Verdun besetzte. Während der Kaiser den Ort als luxemburgisches Lehen an Lothringen betrachtete, reklamierte ihn Frankreich als Lehen von Bar. Ganz richtig forderte der Kaiser von der Königin Marie am 26. Januar 1542, nun ja Dvoy (heute Carignan) und Damvillers, die eigentlichen Grenzfesten des damaligen Luxemburg, zu halten. Noch deutlicher trat die Kriegsabsicht des Königs hervor in der Unterstützung des tollen Marschalls von Geldern, Martin van Rossem, der die Unbändigkeit seines verstorbenen Herrn noch weit übertraf. Von Frankreich mit Mitteln versehen, rühmte er sich alsbald, derartig in die Niederlande vorzustößen, daß man noch hundert Jahre davon reden werde.

Marie entwickelte eine fieberhafte Tätigkeit. Nie war sie größer als in diesen Jahren, wo der Krieg rings um sie her drohte und dann in den rohesten Formen aufblühte, die junge Frau von Ort zu Ort zog, von Generalständen zu Staatsratsitzungen, von militärischen Besprechungen mit den Gouverneuren Roely, Urschot, Büren, Dranien und anderen immer wieder zurück in ihre Schreibstube, um den Bruder auf das genaueste zu unterrichten, ihre